Dokumente

Dokumentenverzeichnis

I. Politische Beurteilung Werner Bergengruens vom 13. Juli 1940 mit angefügtem ausführlichen Gesamturteil vom 14. Juni 1940 (Faksimiles)
II. Briefwechsel zwischen Werner Bergengruen und Herbert Hupka vom 28. September bis 9. November 1948 (Faksimiles)
III. Aufzeichnung Werner Bergengruens über Jochen Klepper und seine Tagebücher (Januar/Februar 1957)
IV. Bitte an Werner Bergengruen zur Stellungnahme im Entnazifizierungsverfahren von Erwin Guido Kolbenheyer vom 19. August 1948 und Stellungnahme Werner Bergengruens vom 31. August 1948 (Faksimiles)
V. Aufzeichnung Werner Bergengruens zur geschichtlichen Problematik des preußisch-russischen Verhältnisses

Dokument I

13.7.1940

An das
Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda
Berlin W 8
Wilhelmplatz 8/9

„Streng vertraulich"

Gaupersonalamt/Hpt.St.Pol.Beurteilung
Ko/Fe. - BB 1636

Betreff: Schriftsteller, Werner Bergengruen, geb. 16.9.92
wohnh. Solln/München, Hirschenstr. 36
I.Schr.v.2.6.40 Z.: S 8100/30.12.38/6 1/13 Hpt.Ref. 2

Der Genannte ist nicht Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen, wie er auch keinerlei Betätigung ausübt. Aufgrund seines Gesamtverhaltens kann von ihm höchstenfalls legales Verhalten erwartet werden.

Heil Hitler!
Der Gaupersonalamtsleiter:
i.V.

Ausführliches Gesamturteil:

Bergengruen dürfte politisch nicht zuverlässig sein.
Wenn er auch wenn dazu Anlass besteht an seinem Fenster die Hakenkreuzfahne zeigt, oder bei Sammlungen immer und gerne gibt, so gibt seine sonstige Haltung trotzdem Anlass ihn als politisch unzuverlässig anzusehen.
Weder er noch seine Frau und Kinder sind Mitglied einer Gliederung.
Der deutsche Gruss "Heil Hitler" wird weder von ihm noch von seiner Familie angewendet, auch wenn er ab u. zu die Hand ein wenig erhebt.
Eine NS-Presse bezieht er soweit bekannt ebenfalls nicht.
Diese seine Einstellung dürfte wahrscheinlich darin zu suchen sein, weil er oder seine Frau vermutlich jüdisch versippt ist. Anlass zu dieser Vermutung gibt folgendes:
1.) Bergengruen verkehrt sehr viel in einem Hause dessen Besitzers-Ehefrau Volljüdin ist.
2.) Im Jahre 1938 liess er seine Tochter in München eine Schule besuchen, dessen Schüler meist Juden-Mischlinge waren.
3.) Konnte in Erfahrung gebracht werden, dass aus einem vorhandenen Abstammungsnachweis seines Sohnes hervorgehen soll, dass ein Gross-Elternteil dieses Kindes jüdischer Abstammung sei, vermutlich von Seite der Mutter.
Demnach wäre die Ehefrau des Bergengruen Halbjüdin.
Da der Ortsgruppe keine amtl. Unterlagen hiefür zugängig sind, wäre es zweckmässig durch die Polizei Erkundigung hierüber einziehen zu lassen.
Bemerkt sei noch, dass Bergengruen auch konfessionell stark gebunden ist.

Köln-Solln, den 14. Juni 1946

F.d.R.

Ortsgr. Organisationsleiter

Der Hoheitsträger
komm. Ortsgruppenleiter

Sollte der Beurteilungsbogen nicht ausreichen, so bitte ich, ein weiteres Blatt beizulegen!

Dokument II

RADIO MÜNCHEN
MÜNCHEN 2 · RUNDFUNKPLATZ 1
Fernsprecher Nr. 36092/10 . Postscheck-Konto: München Nr. 8401 . Bank-Konto: Bayerische Staatsbank München Nr. 79653

Herrn
Werner Bergengruen

Zürich-Oberlikon
Allenmoosstr. 106

Ihr Zeichen: Ihre Nachricht vom: Unser Zeichen: Dr.Hu./w Tag: 23.9.1948
BETRIFFT: In der Antwort bitte angeben

Sehr geehrter Herr Bergengruen!

Zu dem an Sie verliehenen Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig meinen aufrichtigen und herzlichen Glückwunsch. Leider fällt in die Verleihung des Wilhelm-Raabe-Preises ein schwerer Wermutstropfen, da der Preis für 1948 ausgerechnet an Ina Seidel vergeben wurde. Dass Ina Seidel Hitler andichtete und auch noch im Jahre 1942 eine Huldigungsadresse an ihn richtete, dürfte Ihnen bekannt sein. Ich habe daher über das Mikrofon heftig gegen die Verleihung des Raabe-Preises für das Jahr 1948 protestiert und leider ausgerechnet von der "Süddeutschen Zeitung" kein sehr schönes Echo erhalten. Bei uns ist es im Augenblick so, dass nicht mehr hitlerhörige Schriftsteller angegriffen werden, sondern die, die sie aus innerer Überzeugung auch heute noch nicht hochzuschätzen sich vorgenommen haben. Meinen Kommentar zum Fall Ina Seidel möchte ich diesen Zeilen beilegen.

Es wäre nun denkbar, dass Sie selbst in einem offenen Brief an den Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig zu dieser Frage Stellung nehmen oder sich sonst irgendwie offiziell äussern. In ähnlichem Sinn habe ich bereits an Fritz von Unruh geschrieben, der bekanntlich den Raabe-Preis für das Jahr 1946 erhielt.

Ihre mir durch Herrn Lösch von der Lessing-Gesellschaft mitgeteilten Grüsse möchte ich auf das herzlichste erwidern und bin

in Ergebenheit
Ihr

Fr. Hupka

Wir bitten, Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern an Radio München zu richten.

Dr. Franz Hupka
Radio München

2.10.48.

Sehr geehrter Herr Hupka,

haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche zum Raabe-Preis und für den Text der Sendung , in der Sie zu Ina Seidel und zu Rehberg Stellung nehmen. Bei Ihrer Erwähnung von Ina Seidels Führergedicht erinnerte ich mich mit Vergnügen daran , daß damals eine Aufforderung zum Mitmachen an jener Geburtstags-Anthologie auch an mich erging. Ich tat sie in den Papierkorb , und niemand hat mir deswegen den Kopf abgeschlagen. (Dies nur nebenbei zum Thema der angeblich erzwungenen Huldigungen. Natürlich ist unbestreitbar , daß man im Dritten Reich sehr oft unter konkreten Druck gesetzt wurde ; aber Zahllose , die sich heute darauf berufen , sie hätten unter Zwang und Druck gehandelt , standen in Wirklichkeit nur unter einem einzigen Zwang : unter dem Zwang ihrer schlotternden Angst vor einem Druck , der auf sie ausgeübt werden k ö n n t e !)

In der Frage Rehberg bin ich völlig unzuständig , ich habe nie ein Stück von ihm gesehen oder gelesen. Aber natürlich beschäftigt auch mich die grundsätzliche Seite der von Ihnen behandelten Frage.

Alles hierher Gehörige hängt wohl aufs engste mit der Denazifizierungspraxis zusammen , diesem unseligen Knäuel von Halbheiten , lokalen Zufälligkeiten , Willkür , persönlichen Animositäten und persönlichen Sympathieen. Gäbe es hier eine klare Linie , so wäre es leichter , jetzt gegen offensichtliche Mißgriffe aufzutreten. Aber jeder Fehler nach der Seite einer unangebrachten Milde wie nach der einer unbilligen Schärfe hin kann sich auf ungezählte Präzedenzfälle berufen. Hier ist nichts mehr gutzumachen , kaum noch etwas zu verhüten , und die Verwirrung ist vollkommen. Die bescheidenen Reste an Vertrauen zur Rechtsprechung , die sich allenfalls noch über die Nazi-Zeit hinweg haben erhalten können , mögen in sehr vielen Menschen zerstört worden sein.

Was soll man dazu sagen , daß Kolbenheyer auf Grund der Anklageschrift in Gruppe II eingestuft , daß aber Steguweit als entlastet anerkannt worden ist ? Vielleicht bringt im Falle Kolbenheyer die mündliche Verhandlung noch eine Korrektur ; mit dem Gutachten , das ich auf Wunsch der Spruchkammer gemacht habe , suchte ich in dieser Richtung zu wirken. Kolbenheyer ist nicht mein Freund , und lesen kann ich ihn schon garnicht. Aber daß man ihn als großen Schuldigen bestraft , während man Dwinger als Mitläufer klassifiziert , das geht nicht zusammen.

Wir sehen jetzt überall die alten Figuren aus der Aera Hitler wieder auftauchen. Das hat etwas Erbitterndes, aber man darf sich hier nicht erbittern lassen. Der ganze Nazismus bestand im Grunde aus einem Dikkicht von Ausnahmegesetzen ; es kommt mir unmöglich vor , daß jetzt mit ähnlichen Methoden gearbeitet werden dürfte. Das wäre nicht nur unnobel und unchristlich , sondern auch politisch unklug. Nach allen Dummheiten , die in der Denazifizierung gemacht worden sind , sollte man jetzt im Schaffen von Märtyrern besonders vorsichtig sein.

Die überwiegende Menge der Nazi-Autoren ist so talentlos , daß sie nicht viel Schaden anrichten kann.Schaden konnten sie nur, so lange die ganze Macht eines brutalen Staates hinter ihnen stand.

Mir wäre es am liebsten , wenn alle Schreibverbote , alle diskriminierenden Einstufungen aufgehoben würden. Ich zweifele nicht daran, daß das eines Tages geschehen wird. Ich wünschte nur , man wartete nicht zu lange. Gewiß hätte es einige Nachteile und Gefahren.Aber es wäre dem gegenwärtigen Zustande weit vorzuziehen.

Was mir am verdrießlichsten ist , das ist das nichtswürdige kleine Geschmeiß der Konjunkturisten , die bald rot , bald braun , bald schwarz daherkommen und doch immer wieder den Anspruch auf Anerkennung ihrer Blütenweiße nicht nur erheben , sondern auch durchzusetzen wissen. Ich sehe sie auch jetzt wieder allenthalben emsig an der Oberfläche krabbeln.

Aber gegen sie kann man nicht unter Zuhilfenahme von Paragraphen und Instanzen ankämpfen. Das einzige , was hier geschehen kann , das hat die Publizistik zu besorgen; es ist das unablässige Schärfen der Maßstäbe.

Laßt sie schreiben ! Sie kompromittieren sich glücklicherweise mit jedem Satz. Dies deutlich zu machen , darin liegt wohl eine spezielle Aufgabe der Kritik , und mir scheint , sie ist nicht einmal sehr schwer. Aber nicht daran soll die Kritik sich halten , daß Herr X.Y. einmal ein Gedicht auf Adolf Hitler gemacht hat, sondern daran , daß er seine angebliche Muttersprache ebenso unzureichend beherrscht , wie sein Führer es tat ; daran , daß er nicht schreiben kann ; daran , daß er impotent ist , an Gedanken ebenso arm wie an Anschauung und Empfindung.

Ich komme jetzt zu Ina Seidel. Daß sie sich weitgehend zum Dritten Reich und seinem Führer bekannt hat , darüber gibt es wohl keinen Zweifel. Aber , wie ich höre , soll sie sich in einem wichtigen Punkt von vielen ihrer ehemaligen Gesinnungsgenossen sehr zu ihrem Vorteil unterscheiden. Während nämlich die meisten von diesen jetzt bemüht sind , nachzuweisen , daß sie selbstverständlich nie etwas mit dem Nationalsozialismus zu tun hatten , soll Ina Seidel , wie es heißt , freimütig zugeben, daß sie der allgemeinen Suggestion erlegen war und sich , wie man volkstümlich sagt , hatte dumm machen lassen, - (was ja , zahlreiche Beispiele zeigen es , auch wohl gescheiten Menschen passieren konnte).

Dies Verhalten nimmt mich für sie ein; ich hoffe , es ist mir zutreffend geschildert worden.

Ich weiß nicht , wie es bei ihrer Denazifizierung zugegangen ist. Aber ich darf vielleicht annehmen , es möchten auch dabei solche Erwägungen eine Rolle gespielt haben und das Nämliche könnte von dem Beschluß gelten , mit dem die Bayerische Akademie der Künste sie zu ihrem Mitglied gewählt hat.

Ina Seidel hätte also ihren Irrtum abgeschworen, und ich bin überzeugt , daß sie das nicht aus Berechnung getan hat , sondern aus Einsicht ; vielleicht aus schwer gewonnener Einsicht.Und wer von uns weiß , was sich im Inneren eines Menschen abgespielt hat , der zu der Erkenntnis kommen mußte , daß er sich einem der furchtbarsten und folgenschwersten Irrtümer verschrieben hatte ?

- 3 -

In solchen Fällen scheint mir die einzig sinnvolle Art der Fragestellung, die zu sein : ist von dem betreffenden Autor in Zukunft eine unmittelbar schädliche Wirkung zu befürchten ? Ich glaube , bei Ina Seidel wird man diese Frage ohne weiteres verneinen müssen.

Ich kann nicht sagen , daß ich die Verleihung des Raabe-Preises an Ina Seidel für unglücklich halte. Streiten ließe sich allenfalls darüber , ob der Zeitpunkt glücklich gewählt war. Möglicherweise wäre es der allgemeinen Entspannung und Befriedung auf diesem Gebiet zugute gekommen , wenn man noch ein wenig gewartet hätte.

Angesichts ihrer damaligen Gesinnung habe ich mich von Ina Seidel während des Dritten Reiches ferngehalten. Ihre jetzige Haltung erfüllt mich mit Respekt. An einer Campagne gegen sie und gegen das Braunschweiger Preisrichterkollegium teilzunehmen , dazu kann ich mich nicht entschließen.

Das wäre es , was ich zu dieser Angelegenheit zu sagen hätte. Für den Fall , daß Sie von diesem Briefe irgendeinen Ihnen angezeigt scheinenden Gebrauch zu machen wünschen, stelle ich Ihnen das gern frei.

An unsere Begegnungen in München und Köln gern zurückdenkend ,

bin ich mit freundlichen Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

RADIO MÜNCHEN
MÜNCHEN 2 · RUNDFUNKPLATZ 1
Fernsprecher Nr. 36092/[illegible] . Postscheck-Konto: München Nr. 8401 . Bank-Konto: Bayerische Staatsbank München Nr. 79653

Herrn
Werner Bergengruen

Zürich-Oberlikon
Allenmoosstr. 103

Ihr Zeichen: Ihre Nachricht vom: Unser Zeichen: Dr.Hu./w Tag: 9.11.1948
BETRIFFT: In der Antwort bitte angeben

Sehr geehrter Herr Bergengruen!

Haben Sie herzlichen Dank für die so schnelle Antwort auf meine Zeilen. Ich habe bis jetzt von Ihrem Brief keinen Gebrauch gemacht und glaube auch, dass ich es nicht zu tun brauche. Mit dem Inhalt Ihres Briefes jedoch kann ich mich nicht einverstanden erklären. Ich will mit wenigen Sätzen meinen Standpunkt darlegen.

Es ging mir im Fall Ina Seidel - die Angriffe gegen Hans Rehberg scheiden in diesem Zusammenhang einmal aus - nicht um eine nachträgliche Denazifizierung, sondern um das Aufwerfen einer Gewissensfrage. Ob nun einer denazifiziert ist oder nicht, soll gar nicht zur Diskussion stehen. Richtig ist, welche Haltung nehmen unsere offiziellen, sich mit dem Kulturellen befassenden Stellen zu Dichtern ein, die im Dritten Reich die erste Geige strichen und die sich sogar so weit erniedrigten, dass sie auch Hitler andichteten. Mit schöngesetzten Formulierungen kann man sich zwar jetzt von diesen Gedichten distanzieren, aber ein Schandfleck bleiben sie auf jeden Fall. Ist es nun unbedingt notwendig, gerade diese Autoren preiszukrönen, zumal es andere, nicht minder begabte Schriftsteller gibt, die viel eher den Anspruch auf einen Preis haben?

Es ist richtig, wenn Sie schreiben, die Nazi-Autoren seien so talentlos, dass sie nicht viel Schaden anrichten könnten.

Wir bitten, Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern an Radio München zu richten.

Nur übersehen Sie hierbei, dass auch unsere Redaktionen und Zeitschriften-Herausgeber vielfach so talentlos sind, dass sie gar zu gerne die talentlosen Nazi-Grössen erneut drucken. Ich könnte hier mit einer langen Liste von Wehner bis Zillich, von Alverdes bis Tummler aufwarten. 12 Jahre lang wurden die Namen in die Gehirne gehämmert, sie sind jetzt also immer noch im Bewusstsein der breiteren Bevölkerungskreise, während die neuen Namen, die erst jetzt zu schreiben anfangen oder 12 Jahre schwiegen, sich nicht durchzusetzen vermögen.

Ich stimme übrigens mit dem bayerischen Plan einer Akademie der Schönen Künste nicht überein, zumal in diese Akademie sofort wiederum Ina Seidel gewählt wird, als ob es bei Gott keine Autoren ausser Ina Seidel gäbe. Ich möchte es hier noch einmal niederschreiben, dass ein Dichter, der Hitler andichtete, sich an seiner Sprache ebenso vergangen hat, wie ein Arzt, der seine Patienten fahrlässig behandelt hat, angeklagt wird, dass er sein Berufsethos vernachlässigt hat.

In unserem lieben Deutschland ist es heute bereits so weit, dass man sich scheut, brave Gefolgsleute Hitlers bei ihrem Namen zu nennen und lieber davor zurückschreckt, wagemutige, doch unbekannte Autoren zu publizieren und propagieren. Ein Blick in unsere Wochenschriften sowohl hier in München als in Nürnberg und Hamburg könnte Sie dahingehend unterrichten, wieweit wir uns von den guten Absichten und Idealen des Jahres 1945 bereits wieder entfernt haben. Man fühlt sich bisweilen in die Atmosphäre des Jahres 1923 zurückversetzt. Es bedarf nur eines demagogischen Funkens, um die Masse wieder zum Fanatismus und Nationalismus hinzureissen.

Wie geht es Ihnen, diese Frage möchte ich nach dem etwas politischen Erguss endlich stellen? Ich weiss, dass Herr Lösch Sie im Laufe des Dezember besuchen wird und werde ihm für Sie viele Grüsse auftragen.

Sie begrüsst bereits jetzt in Ergebenheit

stets Ihr Herbert Hupka.

Dokument III

Jochen Klepper und seine Tagebücher

Von
Werner Bergengruen

„An der Notwendigkeit eines klaren Ja oder eines klaren Nein darf niemand feige vorüberschleichen."
Rudolf Pechel, Deutscher Widerstand

Man fragt sich, ob es geziemend sei, über ein Schicksal wie das Jochen Kleppers zu sprechen und zu urteilen. Man wird es mit der Ehrfurcht betrachten, die jedem Opferschicksal zukommt, und zugleich mit der Ehrfurcht, die dem Geheimnis der Gotteskindschaft im Menschen gebührt. Damit, daß jetzt seine Tagebücher herausgegeben worden sind und die verlegerische Propaganda alles tut, um sie zu einem Bestseller zu machen, geschieht seinem Andenken kein Dienst.

Er selbst scheint an eine Veröffentlichung seiner Tagebücher nicht gedacht zu haben. Als Herausgeberin zeichnet seine Schwester Hildegard Klepper. Ich kenne ihre Motive nicht und mag nicht annehmen, sie seien vorwiegend materieller Natur. Wahrscheinlich hat sie geglaubt, ihrem Bruder ein Denkmal schuldig zu sein und ihm den Ruhm erkämpfen zu müssen, den sein frühzeitiges Ende ihm vorenthalten habe. Vielleicht auch decken sich ihre Überzeugungen mit den seinen oder sind von ihm geprägt. Das würde die Gedanken, aus denen sie diese Enthüllung vollzogen oder doch in sie eingewilligt hat, erklärlich machen.

Die Tagebücher umfassen das Jahrzehnt von 1932 bis 1942. Hier ist ein Auszug aus ihnen gegeben, immerhin 1100 Druckseiten stark. Man darf wohl sagen, er enthalte das Ganze der Klepperschen Existenz.

Dies Buch als Selbstzeugnis eines Schicksals kann den Leser erschüttern, wie alle Selbstzeugnisse des Leidens aus jenen Jahren. Und doch liegt sein eigentlich Erschütterndes nicht auf diesem Felde.

Es ist eine Tragödie und doch grundverschieden von den meisten der zahllosen Tragödien, die zum Bilde jener Zeit gehören. Es ist nicht oder doch nicht nur die typische, von der zur Allmacht gelangten Bestialität aufgezwungene Tragödie: es ist die Tragödie der Selbstverblendung.

Die Selbstverblendung ist damals sehr häufig gewesen. Oft war sie durchaus untragisch, blieb Operette, Komödie, Farce von makabrer Komik. Hier aber mußte sie in ein tödliches Trauerspiel geleiten.

Angesichts eines abgeschlossenen Lebens entschließt man sich schwer zu dem schulmeisterlichen Ausspruch: „Der und der hätte nicht die Entscheidung X, sondern die Entscheidung Y treffen sollen", (wobei es meist offen bleibt, ob, sich zur Entscheidung Y zu überwinden, der Natur des Betreffenden nur

schwer oder aber schlechthin unmöglich gewesen wäre.) Und doch kann man sich mitunter einer solchen Feststellung nicht entziehen, denn das Leben ist nicht nur Notwendigkeit, sondern auch Freiheit, und auf den Anfängen jeder Bahn scheint der Anteil der Freiheit der größere.

Klepper war, zu seinem Schmerz kinderlos und ohne noch auf Nachkommenschaft hoffen zu dürfen, mit einer um elf Jahre älteren, sehr geliebten Frau verheiratet. Die Frau war, wie die widerwärtige Sprachmechanik des Nationalsozialismus es nannte, „Volljüdin", und Volljüdinnen waren auch ihre beiden mit dem Ehepaar Klepper zusammenlebenden Töchter aus erster Ehe. Die Frau nahm an Kleppers leidenschaftlicher Gläubigkeit nur zögernd und wohl nie völlig teil. Erst Ende des Jahres 1938, also nach fast achtjähriger Ehe, ließ sie sich taufen. Von den Töchtern ist die ältere nicht, die jüngere etwa ein Jahr nach der Mutter getauft worden. Dies lange Festhalten am Judentum – an der Seite eines so kirchlich-frommen Gatten und Stiefvaters – trug, wie die Tagebücher zeigen, zur Erschwerung der äußeren Situation bei; obwohl der Nationalsozialismus in jeder Judentaufe einen böswilligen Tarnungsversuch erblikken wollte, steigerte die Unterlassung der Taufe in diesem Falle sein Mißtrauen. Nach den nazistischen Rassegesetzen und deren freilich in der Praxis oft wechselnden und willkürlichen Auslegungen handelte es sich um eine sogenannte Mischehe, nicht aber um deren „privilegierte" Form, die einstweilen als gegeben anerkannt wurde, wenn Nachkommenschaft mit mindestens fünfzigprozentiger „arischer" Blutskomponente vorhanden war. Daß die Tendenz zu ständiger Verschärfung der Bestimmungen in der Luft lag, war klar und ist auch von Klepper nie bezweifelt worden. Er wußte von den Projekten, Ehen wie die seine von Staats wegen durch Zwangsscheidung zu trennen und den jüdischen Teil der Ausrottung preiszugeben. Immerhin genoß seine Frau als Gattin eines Ariers vorderhand noch einen gewissen Schutz. Doch konnte sich dieser unter keinen Umständen auf ihre Töchter erstrecken; alle gegen Juden erlassenen Gesetze mußten sie in vollem Umfange treffen.

Man fragt sich, ob unter solchen Umständen für die Familie Klepper das Wagnis des Ausharrens im nationalsozialistischen Deutschland zu verantworten war. Mir scheint, die Frage ließe sich nur unter einer einzigen Voraussetzung bejahen, nämlich falls Kleppers Auffassung diese gewesen wäre: Ich stehe im Kampf gegen die Tyrannei und ich werde das Schlachtfeld, dessen Gefahren ich kenne, nicht verlassen, solange ich noch einen Funken Leben habe. Aber dieser Gedanke hätte eine entschlossene Feindschaft gegen das Dritte Reich vorausgesetzt.

Klepper, ein treues, liebevolles, aufopferungsbereites Familienoberhaupt, wußte, daß er seiner Frau und deren Töchtern seinen Schutz schuldig war. Dieser Schutz hätte sich, wie die Dinge lagen, nur dadurch vollziehen lassen, daß er mit allen dreien emigrierte oder wenigstens die heranwachsenden Mädchen als die am stärksten Bedrohten außer Landes brachte. Die Möglichkeit zur Auswanderung bestand lange genug. Klepper ließ sie ungenutzt.

Endlich mußte er einsehen, daß er den Stieftöchtern ein Heranwachsen in Deutschland nicht mehr zumuten durfte, und ließ die ältere, offenbar von ihm weniger geliebte, nach England gehen. An der jüngeren, dem anmutigen Renerle, hingen er und seine Frau so sehr, daß sie sich von ihr nicht trennen zu können meinten. Sie behielten sie bei sich, obwohl sie sich nicht verhehlten, daß ein Tag kommen konnte, vielleicht kommen mußte, da es, zum mindesten, was das Renerle betraf, dem Äußersten zugehen werde. Die Zeit ging hin, und als sie endlich begriffen, daß es für ihr Renerle nur noch die Alternative Emigration oder Untergang gab, da war es zu spät. Jetzt erst wurde die Auswanderung auch für die Frau erwogen, beschlossen, betrieben. Aber nun war die letzte Möglichkeit verpaßt, alle Tore waren geschlossen; als das Renerle der Deportationsbefehl erreichte, gingen die drei miteinander in den Tod.

Ebensowenig wie an eine Scheidung hat Klepper jemals für sich selbst an eine Auswanderung gedacht. Er konnte sich nicht von Deutschland trennen, nicht von der ans Herz gewachsenen, liebevoll ausgestalteten, mit Kunstschätzen sich füllenden Häuslichkeit, nicht von der mühsam errungenen, zwar eingeengten und gefährdeten, aber doch behaupteten literarischen Position; es war die Position eines von den Instanzen auf Widerruf Geduldeten, aber doch eine Position des wachsenden Erfolges, dessen bescheidenste Symptome in den Tagebüchern zu registrieren er nicht müde wird. Er wollte nicht zu den Emigranten gehören, und seine Frau wollte es auch nicht. Konnte denn ein Preuße, ein Untertan Friedrich Wilhelms I., ein Emigrant sein? Aber es werden auch noch andere Gründe mitgespielt haben. In Deutschland war Klepper der Dichter des Protestantismus, der Dichter Friedrich Wilhelms I. und der Dichter Luthers, ein Stolz der Kirche. Was aber wäre er im Ausland gewesen? Vielleicht ein Bittsteller, ein unwillkommener Reaktionär, vom linksstehenden Teil der Emigrantenschaft mit Abneigung und auch wohl mit Argwohn empfangen, denn aus der Zeit vor dem Siege des Nationalsozialismus war sein Name nicht bekannt und sein Aufstieg hatte sich erst im hitlerischen Deutschland vollzogen. In jedem Falle wäre er abermals ein Anfänger gewesen, zurückgeworfen in jene Zeit, da er – in den Tagebüchern gibt er es zu – von Erfolgssucht und ungesättigtem Ehrgeiz verzehrt, sich, oft in mühseliger Tagesfron, Schritt für Schritt den Weg nach oben hatte erkämpfen müssen. Klepper wollte nichts preisgeben, und so mußte sich auf die schrecklichste Weise jenes friderizianische Wort erfüllen, dessen lapidare Schlichtheit eines der Grundgeheimnisse jeglicher Strategie enthüllt: „Wer alles defendieren will, defendiert nichts".

Indessen waren, was Klepper defendieren wollte, nicht nur Dinge des äußeren Lebens und der öffentlichen wie gesellschaftlichen Geltung; es waren, und vielleicht in noch höherem Grade, seine Vorstellungen von der Welt, sein Verhältnis zu Deutschland, sein Vaterlandsbegriff.

Ein nationalsozialistisches Deutschland war für ihn nicht weniger Deutschland als ein kaiserliches, bürgerliches, demokratisches, christliches. Mit der ganzen Zähigkeit seiner Natur versagte er sich die Erkenntnis, daß sein über-

kommener Vaterlandsbegriff im Grunde doch einem Deutschland galt, das nur noch als Erinnerung oder – vielleicht – als Zukunftshoffnung existierte. Er bestand darauf, ihn, allen von ihm wahrgenommenen Entstellungen, Verzerrungen, Besudelungen zum Trotz, auch auf das Deutschland des Dritten Reiches anzuwenden. Aber war das nicht so, als wolle man den Namen eines geliebten Menschen dem seinen Körper zerstörenden Krebsgeschwür zuerkennen?

Kleppers wohl angefochtenes, aber nie ernstlich erschüttertes Gottvertrauen ist ergreifend und verlangt Ehrfurcht. Es ist sein festester Entschluß, sich dem Willen Gottes heimzugeben und auf nichts Menschliches sein Vertrauen zu setzen. Aber entbindet denn eine solche Bereitschaft den Frommen von der Pflicht, sein Kind aus dem Wasser zu ziehen oder sein brennendes Haus zu löschen? Wo dergleichen gemeint wird – wie leicht kann da die dem Irrtum so ausgesetzte menschliche Natur ihre Unterwerfung unter den Willen Gottes als eine Verschanzung mißbrauchen, um nicht Entschlüsse fassen zu müssen, die, aus welchen Gründen immer, ihre Kraft zu überfordern scheinen? Die Grenzlinie, die ein blindes Gottvertrauen von einer blinden Leichtfertigkeit und Verantwortungslosigkeit scheidet, ist dem menschlichen Auge nicht immer wahrnehmbar.

Für das Unbegreiflichscheinende in Kleppers Wesen, Verhalten, Handlungs- und Geschehenlassensweise finde ich nur eine einzige Erklärung: Diese Erklärung gibt der Begriff der Klepperothymie. Er bezeichnet mir ein seelisches Grundgefüge, das auch in Kleppers literarischer Produktion allenthalben erscheint und dominiert. Um es so kurz wie möglich zu sagen, ich verstehe darunter die redliche, integre, preußisch-protestantische Gesinnung, die es nach väterlicher Autorität und nach der eigenen Gehorsamleistung gegenüber dieser Autorität verlangt. Sie hat nichts mit Servilismus, nichts mit Lakaientum zu tun, denn der so Gesonnene schielt ja nicht nach seinem Vorteil. Er erfüllt seine Pflicht um Gottes und um des Gewissens willen, er travailliert pour le Roi de Prusse, und er weiß, daß er von jeglichem Tun und Lassen dereinst seinem himmlischen Kommandeur wird Rechenschaft geben müssen. Man muß sich hüten, andere Tugenden als die hier genannten von ihm zu erwarten. (Hat er sie dennoch, so ist das ein freundliches Geschenk.) Er braucht keine Weite des Herzens oder Geistes, die ihn nur in die Gefahr brächte, durch Nichtzubewältigendes in Verwirrung zu geraten. Er braucht keine Heiterkeit der Seele, keinen Humor und keine andere Wendigkeit als die auf dem Exerzierplatz oder dem Schlachtfeld erforderte. Gerät er in Versuchung, zu kritisieren, so hat er sich selbst das friderizianisch-wilhelminische: „Räsonnier Er nicht!“ zuzurufen. Die einzige Selbständigkeit, deren er bedarf, ist jene, die ihn befähigt, im Gefecht seinen gefallenen Zugführer oder gar, im höchsten Notfall, seinen gefallenen Kompagniechef auf Zeit zu ersetzen.

Es versteht sich, daß ich einen komplizierten Menschen wie Klepper nicht auf eine so einfache Formel bringen will. Was ich soeben zu schildern versuchte, ist nicht Klepper, sondern der klepperothyme Typus. Auch wer den Py-

kniker oder Schizothymen zu schildern unternimmt, wird vom Individualfall absehen und gern einräumen, daß in der Wirklichkeit der Typus sich so wenig rein darstellen kann wie das Metall im Berge. Und doch glaube ich sagen zu dürfen, der klepperothyme Faktor in Jochen Klepper sei so stark gewesen, daß er nur mit seiner Hilfe verstanden werden kann.

Kleppers Herz hing an Friedrich Wilhelm I., als sei dieser Vater, Hausvater und König sein Zeitgenosse und sein Herr. Unter diesem summus episcopus hätte er Pastor sein mögen. Ein einziges Mal nur in seiner Dorfkirche vor den aufmerksamen Ohren des Königs das reine Wort Gottes auslegen dürfen!

Sein höchstes Glück wäre es gewesen, wenn der Soldatenkönig ihm einmal auf die Schulter geklopft und „Brav, der Mann!" zu ihm gesagt hätte. Aber er wäre auch bereit gewesen, Fußtritte und Stockschläge des allergnädigsten Herrn hinzunehmen. Es war sein Schmerz, daß der Führer dem Vaterkönig nicht ähnlicher war. Man spürt die Beglückung, mit der er im Tagebuch von einer Rede Hitlers sagt, sie sei voll Würde gewesen. Als hätte aus diesem Munde je ein Wort der Würde, ja, auch nur ein Wort der Wahrheit kommen können!

Des klepperothymen Elements in sich konnte Klepper nicht Herr werden. Im Gegenteil, er suchte es als das Gerüst seines Daseins mit allen Mitteln zu erhalten, und er wies alles ab, was ihn hierbei hätte stören können. Mit eiserner Starrköpfigkeit bestand er darauf, in den braunen Banden seine gottgewollte Obrigkeit zu erblicken. Er hoffte auf Deutschlands Sieg und hielt sogar eine seelische Wandlung Hitlers für möglich.

So erklärt sich auch seine Ablehnung, ja seine Verurteilung jedes Widerstandes gegen die Tyrannei. Er fühlte sich zu den politisch Unentschiedenen, ja, Zweideutigen, hingezogen, und hier scheint auch seine heftige, keineswegs im Dogmatischen wurzelnde Abneigung gegen die Bekenntniskirche mit ihren klaren Entscheidungen ihre Ursache zu haben. Aufgabe der Kirche, so meint er, ist es, die Verfolgten zu trösten und geistlich zu stärken, nicht, sich den Verfolgungen entgegenzustellen, denn die Verfolgungen geschehen ja aus dem unbegreiflichen Willen Gottes. Sein Legalitätswahn läßt es nicht zu, daß irgendein illegaler, im Sinne der nazistischen Rechtsordnung verwerflicher Schritt von ihm und seiner Frau überhaupt in Erwägung gezogen wird, also etwa Bestechung, falsche Angaben gegenüber Behörden und dergleichen – kurz, jene krummen Wege, die von manchen Menschen in seiner Lage mit Glück begangen worden sind. Nie streift ihn auch nur für Augenblicke der Gedanke „unterzutauchen", daß heißt: in die gänzliche Illegalität zu gehen – allerdings war das 1942 noch schwieriger als in der Folgezeit, und doch haben Bedrohte damals schon diesen Ausweg zu finden gewußt.

Klepper wollte es nicht wahrhaben, daß er in einem ihm aufgenötigten Kampf mit erbarmungslosen Todfeinden stand und daß dem von einer mächtigen Räuberbande Überfallenen zur Verteidigung seines Lebens und des Lebens der seinem Schutz Anbefohlenen in der Notwehr jedes Kampfmittel gestattet sein muß. Er wollte sich sein vaterländisch und bürgerlich gutes Gewissen be-

wahren und mochte nicht erkennen, daß dies nur auf einem einzigen Wege mehr möglich war, nämlich dem: im Kampf gegen die losgelassene Unterwelt der Vaterlandszerstörer das den Möglichkeiten und Kräften Angemessene zu leisten und hier furchtlos seinen Mann zu stehen.

Im Gespräch mit mir konnte er sich nicht genug tun, die Loyalität der Leute vom Propagandaministerium zu rühmen. Aber es war nicht das noble Lob des Feindes, es war der Ton, in welchem man die eigenen Landsleute, Kameraden, Parteigänger rühmt. Allen Ernstes genoß er friderizianisch-soldatische Hochgefühle während der zehn Monate, da er in der Uniform mit dem aufgenähten Hakenkreuz seinen Dienst als Bagagekutscher im Heer des größten Feldherrn aller Zeiten tun dufte. Ich erinnere mich noch gut der überraschenden Wärme und Bewegung, mit der er mir von jener Zeit erzählte. Nach seiner Entlassung – sie erfolgte wegen „Wehrunwürdigkeit", die in seiner „jüdischen Versippung" erblickt wurde – hat er sich sehr intensiv, aber vergeblich um seine Wiedereinstellung ins Heer bemüht. In den tiefsten Depressionen, unter den furchtbarsten Belastungen hielt er an seinen klepperothymen Verblendungen fest. Ja, er reißt Frau und Tochter gänzlich in sie herein. Am 11. Juli 1940 notiert er: „Hanni [seine Frau] ist, mit manchen anderen, oft ganz erschüttert davon, wie gleichgültig in der Bevölkerung weithin die gewaltigen Siege aufgenommen werden."

Überaus merkwürdig ist bei Klepper die Verbindung von Klarsicht und Selbstverneblung. Die Klarsicht bewährt sich im Beobachten von Tatsachen; die Selbstverneblung setzt ein, sobald es gilt, die Tatsachen zu deuten, zu werten und Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Er hatte den Eigensinn der Verblendeten, und er hielt ihn für das „feste Herz", von dem die Bibel spricht. Aber jenes feste Herz, das jeder brauchte, der in den zwölf Jahren kein Konformist sein wollte, das feste Herz Rudolf Pechels etwa, brachte er nicht auf.

Ich deutete bereits an, der Klepperothymie sei auch Kleppers literarische Tätigkeit unterworfen gewesen. Sein Roman „Der Vater", überdimensioniert gleich den Tagebüchern und wie sie in der Buchausgabe nur einen Teil des ursprünglichen Manuskripts umfassend, hat unleugbare Qualitäten; doch scheinen sie mir weniger im eigentlich Epischen zu liegen als vielmehr in der Gewinnung und Glaubhaftmachung eines neuen Bildes von Friedrich Wilhelm I., den man früher, unter dem Einfluß der Fridericus-Vergötterung, allzusehr als Sohnesschinder und als bloßen Korporal mit Infanterieknall gesehen hat. Über Kleppers leiblichen Vater, den Pastor Klepper im niederschlesischen Beuthen, ist aus der familiären Sphäre nur weniges in die öffentliche gelangt. Man weiß von einem jahrelangen Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn, daß sich mit Jochen Kleppers Heirat vollendete. Vielleicht ist es, was der Vater nicht hinnehmen zu können glaubte, weniger die jüdische Abstammung der Schwiegertochter gewesen als ihre Weigerung, den christlichen Glauben anzunehmen, der zufolge auch eine kirchliche Trauung unterblieb; diese ist erst im Advent 1938 mit der Taufe zusammen nachgeholt worden. Es steht zu vermuten, der Vater

habe in Leben und Entwicklung des Sohnes keine geringe Rolle gespielt; man möchte an die Bedeutung denken, die für Kafka und Mozart die Väter hatten. Gleich Friedrich Wilhelm I. hat auch Vater Klepper im Sohn den künftigen Amtsnachfolger gesehen; ja, der Sohn hat einmal, noch als Student, predigend die Stelle des Vaters vertreten. Vielleicht mußte Klepper in seinem Buch den harten Vater in die Glorie heben, um dem eigenen Vater verzeihen zu können.

Der „Vater" mit seiner großen Konzeption ist Kleppers eigentlichstes Werk. Der unbedeutende, mir persönlich schwer lesbare „Kahn der fröhlichen Leute" kann neben ihm kaum genannt werden. Wie ich den Tagebüchern entnehme, gibt es noch einige über den Entwurf nicht hinausgekommene oder unveröffentlicht gebliebene Romane, daneben eine Anzahl kleinerer Arbeiten, meist mit begrenzten Zielsetzungen geschrieben. Dazu stellt sich das Fragment des Romans über Luthers Frau und über Entstehung und Idee des protestantischen Pfarrhauses. (Ich bediene mich hier des härteren Wortes „protestantisch", dem Klepper in den Tagebüchern wie auch im Gespräch vor dem weicheren, irenischen „evangelisch" den unbedingten Vorzug gab.) Kleppers fast ausschließlich geistliche Lyrik scheint mir unwichtig, hier spüre ich nahezu nirgends die Individualität, und es bleibt alles im überlieferten Gesangbuchstil stecken.

Kleppers Ruf also gründet sich auf den „Vater". Er wurde mit Wärme aufgenommen, insbesondere von altpreußischen und protestantischen Kreisen. Den Protestanten mußte er viel bedeuten, und man begreift ihre Genugtuung darüber, daß sie endlich auch in der jüngeren Generation – in der älteren hatten sie Rudolf Alexander Schröder – ihren repräsentativen Autor gefunden hatten, denn leidigerweise war die Entwicklung so gegangen, daß, wenige ausgenommen, die Dichter in Deutschland unkirchlich oder aber katholisch zu sein pflegten. Indessen wirkte der „Vater" weit über die Grenzen der genannten Kreise hinaus, ja, bis tief in die nationalsozialistischen hinein, die über den starken christlichen Grundzug des Buches hinwegsahen und sich an dem Loblied erbauten, das hier den Gedanken der Subordination, Disziplin und Pflicht gesungen wurde. Der Reichsinnenminister Frick gehörte zu den Bewunderern des „Vaters" und wandte Klepper seine Gunst zu. Offenbar hat er die Absicht gehabt, ihn und die Seinen zu schützen; doch überschätzte er die Festigkeit der eigenen Position, die unter dem Ansturm des Himmlerschen Machtaufgebots bereits zu wanken begann.

Einer ungewöhnlich starken Kraft des Geistes steht bei Klepper eine geringere des Gefühls und der Phantasie gegenüber. Sehr auffällig ist in seinem Naturell das Fehlen dreier Faktoren: der eigentlichen künstlerischen Leidenschaft, des künstlerischen Spieltriebes und des Besessenseins von der künstlerischen Aufgabe. Die Kunst ist nur ein Mittel, und ebenso gut ließe sich ein anderes ergreifen. Die Aufgabe aber ist unabänderlich die eine: das Wort Gottes zu verkünden. Man erschrickt über seine Formulierung, Dichtung sei Bibelauslegung. Als ich zuerst in einer Broschüre Kleppers solchen Auffassungen begegnete, meinte ich sie einer momentanen apologetischen Situation zuschreiben zu

sollen. Später gewahrte ich, daß sie zu seinen Grundüberzeugungen, zu den Eckpfeilern seines inneren Daseinsgebäudes gehörten. Was im Einzelnen über sie zu sagen ist, das hat Gerhart Pohl in seinem Aufsatz „Die Wahrheit in der Kunst" gesagt; er steht im Märzheft 1941 der Deutschen Rundschau. Klepper warnt vor dem „Roman, der freier Erfindung und eigener Anschauung entspringt" und sagt vom christlichen Epiker, ihm hätten sich „Traum, Fabel und Phantasie an den Rand des künstlerischen Schaffensvorganges verflüchtigt". Für Klepper ist es „nicht so schwer, die Literatur hinzugeben". Er gesteht sich ein, daß sein Beruf ihm „kein eigenes Ziel, kein Selbstzweck, kein eigener Wert" geworden ist. Gelegentlich spricht er die Befürchtung aus, seine literarische Kraft könne erlahmen. Aber eigentlich ist das keine Befürchtung, eher eine Vermutung, denn sie erschreckt ihn nicht. Fast ist es, als bemerke jemand, daß er in höheren Jahren das Fliegen nicht mehr verträgt, und sage sich ruhig: Was ist dabei? Dann werde ich in Zukunft im Wagen, in der Eisenbahn oder zu Schiff reisen. Die Hauptsache ist, daß ich meine Reiseziele erreiche.

Klepper ist neununddreißig Jahre alt geworden. Wir können nicht wissen, ob ihm bei längerem Leben die Überwindung der Klepperothymie, vielleicht wider seinen Willen, hätte gelingen können. Aber ich vermute, eine Natur wie die seine vermöchte einen solchen Prozeß – seine Möglichkeit einmal vorausgesetzt – nicht zu überstehen. Es scheint auch fraglich, ob man die Behauptung wagen dürfe, die Klepperothymie habe ihn gegen die natürlichen Entwicklungsmöglichkeiten seines Wesens und seiner Produktion abgesperrt; denn sie ist ja nicht ein von außen wirkendes Agens gewesen, sondern eben ein Teil seiner selbst, und vielleicht der entscheidende.

Kurz, ich fürchte, und hier habe ich ihn als Kronzeugen zur Seite, seine Produktionsmöglichkeiten seien erschöpft gewesen, und so hätte auch ein längeres Leben kaum etwas anderes erbracht als allenfalls den Katharina von Bora-Roman, und auch dieser wäre ein Hoheslied der Klepperothymie geworden.

Und sonst? Man wagt es nicht recht, sich Kleppers Leben vorzustellen, im Falle er unverheiratet gewesen wäre oder seine Familienverhältnisse den Spezialansprüchen des Dritten Reiches rundherum entsprochen hätten. Ich denke mir, er wäre, von der großen Emotionswelle erfaßt, zunächst der SA und später vielleicht der Partei beigetreten, und es hätte ihm dabei, wie im Anfang gar manchen, eine Synthese von Nationalsozialismus und Bibelchristentum vorgeschwebt. Er hätte versucht, gewissen Vorgängen und Erscheinungen gegenüber die Augen zuzudrücken, was ihm nicht stets, aber oft gelungen wäre. Immerhin kann man sich die Heftigkeit vorstellen, mit der er die Männer des 20. Juli verurteilt hätte! Schwere Konflikte wären ihm nicht erspart geblieben, und vielleicht wäre ihre Lösung nur im Wege eines soldatischen Todes zu haben gewesen.

Hat Klepper, als Frau und Tochter, die er männlich begleitete, sich zum Sterben anschickten, ein Gefühl der Schuld gehabt? Ein Gefühl der nicht ausgefüllten Verantwortung für diese beiden Leben? Ich empfinde das Ungeziemende,

das im Aufwerfen dieser Frage liegt; aber die Veröffentlichung der Tagebücher, die alle Schleier zerreißt, lädt zu ihr ein. Nichts in den Tagebüchern deutet auf ein Schuldgefühl solcher Art; wie denn überhaupt sich nirgends eine Äußerung findet, aus der man schließen dürfte, Klepper habe jemals in seinen Gedankengängen und Entschlüssen Irrtümer oder Fehler für möglich gehalten. Der schauerliche und doch wieder grandiose Triumph der Klepperothymie! Die unerbittliche Konsequenz im Ablauf des Klepperschen Schicksals erinnert an das antike Fatum. Das Nichtwahrhabenwollen der doch wahrgenommenen Realität ruft deren Rache auf den Plan.

In einigen Worten habe ich noch persönlicher Begegnungen mit Klepper zu gedenken, von denen ja auch seine Tagebücher berichten. Ich sah dem ersten, von einem gemeinsamen Bekannten arrangierten Zusammentreffen mit Erwartungen entgegen. Ich war, in großen Zügen, über Kleppers Situation unterrichtet. Es konnte nicht schwer sein, diese Kraft für die Front des geistigen Widerstandes zu gewinnen. Klepper gedenkt dieser Begegnung mit den Worten: „Es galt, Bergengruen viel ungerechtfertigte Aggressivität auszureden". Und gleich hier will ich die Tagebuchworte anführen, die einige Wochen später eine Besprechung mit Rudolf Pechel und mit Werner Wirths von der „Deutschen Zukunft" schildern: „Sie klagen so an, daß ich noch immer verteidigen muß". Ungerechtfertigte Aggressivität und Klepper als Verteidiger des Nationalsozialismus! Dem ist wenig hinzuzufügen.

Einen Monat danach war ich wieder in Berlin. Klepper lud mich in sein Haus ein. Ich ging hin; konnte es nicht sein, daß er sich beim ersten Zusammensein nur mit Rücksicht auf den Mann, der uns zusammengebracht hatte, zur Zurückhaltung, vielleicht gar Tarnung veranlaßt fühlte? Das hatte zwar in diesem Falle nicht viel Wahrscheinlichkeit, aber ich wußte ja, daß es damals akute Mißtrauenspsychosen gab. Klepper notierte: „Frau Bergengruen ist so verzweifelt, daß Bergengruen über Hannis Haltung ganz erstaunt war". Dies Wort „erstaunt" ist schlecht gewählt, denn es klingt in ihm ein Ton von Bewunderung mit. Gewiß, ich war erstaunt, aber in einem ganz anderen Sinne. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, als ich aus dem Munde dieser Frau Äußerungen hörte, denen nichts fehlte als die antisemitische Note; sonst hätten sie jeder Parteirednerin angestanden.

Trotz allem gab ich die Partie noch nicht gänzlich verloren. Mehrere Jahre danach, gegen Ende des Jahres 1941 oder in der ersten Hälfte des folgenden, bin ich noch einmal im Klepperschen Hause gewesen. Ich hielt es nicht für ausgeschlossen, daß mehr als zwei Kriegsjahre eine Wandlung bewirkt hatten. Die Tagebücher erwähnen dies Beisammensein nicht; oder, wenn sie es erwähnen, ist die Stelle bei der Veröffentlichung fortgeblieben. Ich fand alles beim alten. Klepper sprach von seiner Soldatenzeit mit der naiven Begeisterung eines Kriegsfreiwilligen von 1914. Die Problematik gerade des jetzigen Krieges überging er. Er machte sich immer noch Hoffnungen, wieder ins Heer eingestellt zu werden – nicht nur in der Erwägung, daß Frau und Tochter als Ange-

hörige eines Soldaten verhältnismäßig gesichert gewesen wären, sondern auch, weil er in der Teilnahme am Kriege eine nationale und sittliche Pflicht erblickte. Im übrigen schien er sich auf den ihm zugesagten Schutz des Reichsinnenministers zu verlassen. Es gab keine Möglichkeit, den klepperothymen Wall zu durchbrechen. Er war von Eisen. Ich beschloß, diese dritte Begegnung auch die letzte sein zu lassen.

Was Klepper und mich trennte, war aber nicht nur die Unvereinbarkeit unserer politischen Gesinnungen; es war ebenso sehr eine Unvereinbarkeit der Temperamente und Charaktere, und es konnte kein Gespräch Fruchtbarkeit haben.

Ich erschrak vor der Düsternis dieser zelotischen Starre. Solche Erscheinungen mag es unter Cromwells Eisenreitern gegeben haben, die es vielleicht gar für eine Sünde hielten, ihre Pferde zu lieben. Ich fand nichts Musisches, nichts Gelöstes, nichts Heiteres. Gewiß, die Zeit, zu der unsere Begegnungen stattfanden, und gar noch deren letzte, forderte niemanden zur Fröhlichkeit auf. Aber gerade da hätte eine Heiterkeit des Herzens, wie sie dem Dichter ansteht, sich bewähren können. Ich habe auch im „Kahn der fröhlichen Leute" weder Fröhlichkeit noch Heiterkeit finden können.

Noch einmal die Frage: Was ist Klepperothymie? Ist sie wirklich nichts als eine der vielen Erscheinungsformen privater Unmündigkeit? Sie scheint mehr zu sein.

Die Klepperothymie mit all ihrer moralischen Sauberkeit – die doch so unsauber sein kann, das Böse nicht nur geschehen zu lassen, sondern auch gut zu heißen – die Klepperothymie ist ja nicht die individuelle Seelenverfassung jenes Mannes, dessen Namen ich diesem Phänomen gebe. Sie ist eine deutsche Nationaleigentümlichkeit, und die achtungswertesten wie die gefährlichsten Züge des deutschen Volkscharakters sind in ihr unauflösbar verschmolzen.

Januar/Februar 1957

Dokument IV

SPRUCHKAMMER VI
MÜNCHEN

Der öffentliche Kläger

München, den 19.8.1948
Thalkirchnerstr. 128

Hochverehrter Herr Bergengruen!

Bei der Spruchkammer München VI findet in nächster Zeit das mündliche Verfahren gegen den Richter

Erwin, Guido K o l b e n h e y e r

statt, laut Klageschrift wurde der Betroffene in die Gruppe II der Belasteten (Aktivisten) eingestuft. Ich ersuche Sie höflichst um Ihre gutachtliche Stellungnahme über die kulturpolitische Tätigkeit des Betroffenen in den Jahren 1933 bis 1945. Bis heute liegen der Spruchkammer VI diesbezügliche Gutachten von Herrn Alfred Kerr, London; Herrn Erich Kästner, München, sowie Herrn Bert Brecht, Zürich, vor.
Eine genaue Erklärung der Stellung des E.G. Kolbenheyer in den für Deutschland so überaus verhängnisvollen Jahren während der Gewaltherrschaft Hitlers, liegt im Interesse der deutschen Öffentlichkeit und der amerikanischen Militärregierung. Ihr Urteil, bezw. Ihr Gutachten, sehr verehrter Herr Bergengruen, wäre zur Klärung dieses Falles von entscheidendster Bedeutung. Ich darf Sie höflichst, wenn es Ihre Zeit, die sicherlich ganz erheblich in Anspruch genommen ist, erlaubt, um Ihre diesbezügliche Stellungnahme bitten. Bezüglich meinem Ansuchen, darf ich abschliessend noch erwähnen, dass vorläufige angestellte Ermittlungen die Tatsache ergaben, dass Sie verehrter Herr Bergengruen jahrelang Ihren Wohnsitz in Solln bei München hatten und unmittelbarer Nachbar von E.G. Kolbenheyer waren, während dieser Zeit sicherlich Gelgenheit nahmen, dessen politische Einstellung genauer wahrzunehmen.

ÖFFENTLICHER KLÄGER · MÜNCHEN VI ·

Hochachtungsvoll !

Der 1. öffentliche Kläger
der Spruchkammer München VI

(Riedmeier)

Werner Bergengruen
Zürich-Oerlikon
Allenmoosstr. 106

z.Zt. Münster i.Westf., 31.8.1948

An den
Öffentlichen Ankläger der Spruchkammer VI,
München
Thalkirchner Str. 128.

Sehr geehrte Herren!

Da ich mich gegenwärtig auf einer Vortragsreise mit ständig wechselnder Adresse befinde, erreichte Ihr Brief vom 19.8.1948 mich erst jetzt. Ich beeile mich, ihn zu beantworten.
Es trifft zu, daß ich mehr als 6 Jahre schräg gegenüber Erwin Guido Kolbenheyer in der Hirschenstrasse in Solln wohnte. Ich habe es aber diese ganze Zeit hindurch absichtlich vermieden, mit ihm persönlich bekannt zu werden, und habe es nicht einmal zu dem sonst unter Nachbarn wohl üblichen Grüßfuß kommen lassen; erst nach meiner Ausbombung im Herbst 1942 konnte ich eine flüchtige, von ihm selbst herbeigeführte Minutenbegegnung nicht vermeiden.

Von seinem Oeuvre kenne ich lediglich die um Jahrzente zurückliegende Paracelsus-Trilogie, das überaus unbedeutende "Lächeln der Penaten" und ein paar Kleinigkeiten, die ich nicht mehr im Gedächtnis habe. Doch erinnere ich mich eines Führer-Gedichts und des Artikels über die V-Waffen, den Kolbenheyer anläßlich seines 65. Geburtstages unter dem Titel "Warum Vergeltung?" in der Tagespresse verbreiten ließ. So darf ich mich weder als einen gründlichen Kenner seiner Persönlichkeit noch seines Werkes betrachten.

Dies vorausgeschickt, möchte ich sagen, daß ich dennoch ein Bild von ihm zu haben glaube, wie sich ja ein solches innerhalb meines Berufskreises herzustellen pflegt. Ohne Zweifel wird das der Spruchkammer vorliegende Material wesentlich reichhaltiger sein. Doch möchte ich, einmal dazu aufgefordert, die Gelegenheit, meine Auffassung auszusprechen, nicht verschwenden.

Kolbenheyers geistige Bedeutung habe ich immer für gering gehalten. Auch der Rolle, die er gespielt hat, messe ich keinesfalls die Wichtigkeit zu, die er selber ihr beilegte. Die sehr hohen Auflagen seiner Bücher dürften darauf zurückzuführen sein, daß die N.S.-Büchereien Anweisung hatten, sie zu erwerben und einzustellen. Über die Zahl seiner Leser und der unmittelbar von ihm Beeinflußten ist damit noch nichts ausgesagt. Ich möchte auch glauben, sein Werk würde heute, selbst wenn es wieder zugänglich wäre, keine sehr große Beachtung mehr finden. Philosophisch geschulte Freunde sagen mir, sein weltanschauliches Hauptwerk "Die Bauhütte" sei wegen seiner Unlesbarkeit als ungefährlich anzusehen.

Es steht mir nicht zu, an der auf Grund der Anklageschrift vorgenommenen Einstufung Kritik zu üben. Von mir aus würde ich jedoch Kolbenheyer nicht ohne weiteres als Aktivisten betrachten. Eher erblicke ich in ihm eine Mischform, die sich gleichmäßig aus den Typen Aktivist, Nutznießer und Mitläufer zusammensetzt.

- Blatt 2 -

Die von ihm vertretene Grundanschauung hat sich wohl weitgehend mit gewissen nationalsozialistischen Doktrinen biologisch-materialistischer und völkischer Observanz gedeckt, aber als einen reinen Parteiautor kann man ihn meines Erachtens nicht bezeichnen. Ich erinnere mich, daß zu Anfang des Dritten Reiches ein Zerwürfnis zwischen ihm und den Parteikreisen vorlag, das mit einer kritisch gehaltenen Broschüre von ihm über das Verhältnis zwischen dem Nationalsozialismus und den geistig Schaffenden zusammenhing. Wie mir gesagt worden ist, hat er sich nicht lange vor der sogenannten Machtergreifung noch einer philosemitisch orientierten Vereinigung angeschlossen, was vermutlich auf seinen Spinoza-Roman zurückzuführen sein dürfte. Sein Eintritt in die Partei erfolgte meines Wissens erst sehr spät. Ich habe nie davon gehört, daß er sich in der Partei unmittelbar betätigt hätte. Aus all diesen Gründen fällt es mir schwer, in ihm einen eigentlichen Aktivisten zu erblicken, wenngleich aktivistische Elemente in seinem Verhalten nicht ganz zu bestreiten sind.

Viel deutlicher indessen scheint mir der nutznießerische Charakter seiner publizistischen Existenz ausgeprägt zu sein. Ohne die Förderung durch die Organe des Dritten Reiches wäre er nie zu diesem Grade öffentlicher Sichtbarkeit und öffentlichen Anerkanntseins gelangt. Insbesondere hätten seine Bücher, wie schon bemerkt, ohne eine solche Förderung wohl nie ihre hohen Auflagenziffern erreicht. Auch die Theater hätten sich seinen Bühnenstücken nie in solchem Maße zur Verfügung gestellt, wenn nicht von oben her entsprechend nachgeholfen worden wäre. In wie hohem Grade die Presse angehalten wurde, ihm zu sekundieren, wird noch erinnerlich sein. Und auch in der Zeit vor der sogenannten Machtübernahme hat er Nutzen gezogen aus der nationalsozialistischen oder doch dem Nationalsozialismus verwandten Stimmung, die damals schon vielfach regierte.

Als Mitläufer wiederum stellt Kolbenheyer sich mir insofern dar, als er wohl kaum von sich aus darauf verfallen wäre, eine nationalsozialistische Programmatik aufzustellen und zu vertreten. Erst der siegreiche Nationalsozialismus sah ihn in seinen Reihen, und auch da ist es nicht ohne Reibungen und retardierende Momente abgegangen.

Nach dem Grundsatz " in dubio pro reo" möchte ich im Falle Kolbenheyers innerhalb dieses Mischtypus aus Aktivist, Nutznießer und Mitläufer das Hauptaugenmerk auf die beiden letztgenannten Kategorien richten dürfen. Dies umsomehr, als es sich ja nicht um eine Rache handeln soll, sondern um die notwendige Reinigung unseres geistigen und öffentlichen Lebens. Bei seinem sehr stark entwickelten Geltungsbedürfnis möchte ich glauben, das bisherige Ausgeschaltetsein aus dem geistigen Leben der Nation sei für ihn bereits eine sehr empfindliche Strafe gewesen. So würde seiner endgültigen Einstufung in die Gruppe II eine beträchtliche Härte innewohnen, nicht zuletzt im Vergleiche mit anderen, in der letzten Zeit ergangenen Urteilen, beispielsweise mit dem Umstande, daß, wie ich höre, Heinz Steguweit das Prädikat "Entlastet" zuerkannt worden ist.

Ich hoffe, sehr geehrte Herren, Ihnen mit diesen Ausführungen dienlich gewesen zu sein, und [illegible]

mit dem Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung, Ihr sehr ergebener

Dokument V

Zur geschichtlichen Problematik des preußisch-russischen Verhältnisses

Von
Werner Bergengruen

Ein merkwürdiges Spiel der Anziehung und Abweisung hat zweihundert Jahre lang Preußen und Rußland miteinander verbunden. Es ist reizvoll, das Hin und Her der wechselseitigen Einflüsse zu betrachten. Ihre Domäne war das Gebiet der Politik und des Militärwesens.

Die russische Armee entstammt der Initiative Peters des Großen. Sie ist von Ausländern aufgebaut worden. Abgesehen von dem Schotten Gordon und dem Genfer le Fort spielten unter ihnen die Deutschen die erste Rolle. Davon zeugt noch heute eine Unzahl aus dem Deutschen übernommener militärischer Fachausdrücke, Jefrejtor für Gefreiter, Rotmistr für Rittmeister, Rota (Rotte) für Kompagnie, Gauptwachta für Hauptwache, Schpizruty für Spießruten, Reitusa für Reithose, Jefés für das Gefäß des Degens, ferner Unterofizér, Wachmistr, Fligeladjutant, Feldjeger, Feldscher, Feldfebel, Feldmarschal, Feierwerker etc. Im zivilen Bezirk entsprachen solchen Vokabeln die Worte Schtalmeister (Stallmeister), Obergofjegermeister (Oberhofjägermeister), Kamergjer (Kammerherr), Kamerjunker, der wahrscheinlich noch heute gebräuchliche petrinisch-barocke „Parikmacher" (Friseur, von Perückenmacher) und manche andere Worte.

Der preußische Einfluß begann erst nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und basierte auf der Faszination, die von Friedrich dem Großen ausging. Unter der Kaiserin Elisabeth schwankte die russische Politik zwischen Preußenfreundlichkeit und jener zum Teil persönlich bestimmten Feindschaft, die zuletzt Rußland ins Lager der großen Koalition führte. Elisabeths Tod und die Thronbesteigung Peters III. rettete Preußen vor dem Untergange. Peter, ein Vergötterer Friedrichs, wechselte die Front und schloß mit Preußen Frieden und Bündnis. Glücksfälle dieser Art im Angesicht einer mit den normalen Mitteln nicht mehr aufhaltbaren Katastrophe sind selten. Gern glaubt man, daß es eines Genies bedarf, um sie vom Himmel zu reißen. So mag man auch hier an Goethes Wort denken: „Wie sich Verdienst und Glück verketten ...".

Der Stil der friderizianischen Armee kam in Rußland zur Herrschaft. Während der mehr als dreißigjährigen Regierung der großen Katharina trat er in den Hintergrund, unter ihrem Sohn Paul, der ebenfalls Friedrich anbetete, stellte der vorkatharinische Zustand sich wieder her.

Die Katastrophe von 1806 ließ das preußische Prestige sinken; an die Stelle der friderizianischen Faszination trat die napoleonische. Auf die Dauer jedoch mußte die französische Expansion zu jener russisch-preußischen Freundschaft

führen, die ein halbes Jahrhundert lang ein europäischer Faktor gewesen ist und im Ganzen, wenn man so will, freilich in progressiver Abschwächung, dreiviertel Jahrhunderte hindurch fortbestanden hat. An den Einfluß, den Nikolai I. auf die äußere, aber auch auf die innere Politik Friedrich Wilhelms III. und danach Friedrich Wilhelms IV. geübt hat, braucht man kaum zu erinnern. Der Berliner Kongreß von 1878 machte die herangereiften Interessengegensätze sichtbar. Rußland fühlte sich im Stich gelassen, und Bismarck galt als der Mann, der es gehindert hatte, Konstantinopel als den Preis seiner Siege sich einzuverleiben. Der letzte Ausläufer der alten preußisch-russischen Freundschaft war der Rückversicherungsvertrag von 1887. Nach Bismarcks Abgang wurde er nicht mehr erneuert, und die Bahn für das russisch-französische Bündnis war frei. Als späte Nachspiele mag man Vorgänge unseres Jahrhunderts gelten lassen: die in den zwanziger Jahren durch General Hans von Seeckt, Chef der deutschen Heeresleitung, angesponnenen Beziehungen zwischen Reichswehr und Roter Armee, auf Grund deren bestimmte deutsche Formationen, nicht zuletzt Flieger, hinter dem Rücken der vom Versailler Friedensvertrag bestellten Kontrollorgane in Rußland ausgebildet werden konnten, und zwanzig Jahre später die Tragödie, die satanische Komödie des allzu vertrauensselig zu Hitler übergetretenen Generals Wlassow und der Seinen.

Vielen der vom napoleonischen Regime verfolgten preußischen Patrioten gab Rußland Asyl. Eine Anzahl höherer preußischer Offiziere, darunter einige Männer von Bedeutung, trat in russische Dienste; sie haben in der russischen Kriegsgeschichte ihre Spuren hinterlassen, namentlich in der Art ihrer Generalstabsarbeit.

Alexander I. gehört zu den widerspruchsvollsten und daher psychologisch interessantesten Gestalten der neueren Geschichte. Er war hochherzig und uneigennützig, und das heißt: politisch unzulänglich; euphorisch und depressiv; aufrichtig fromm; eitel und seines Charmes bewußt; gutwillig und unzuverlässig, daher vergöttert und scharf kritisiert. In Träumen von Menschheitsbeglükkung handelte er oft gegen die Interessen seines Landes. Es war ihm ernst um die große Aufgabe, die, wie er inbrünstig glaubte, die Vorsehung ihm gestellt hatte: nämlich die selbstlose Befreiung der europäischen Völker vom Joch Napoleons. Und in der Tat wäre diese Befreiung ohne ihn und ohne die ungeheueren Hilfsmittel seines Landes, die er im Glauben an seine Mission ein-, aber auch aufs Spiel setzte, unmöglich gewesen. Erst die spätere kleindeutsch-großpreußische Geschichtsschreibung hat die ausschlaggebende Rolle, die unter den Kontinentalmächten Rußland bei der Niederwerfung Napoleons auf sich genommen und durchgeführt hat, zu verkleinern oder zu vertuschen gesucht, denn anders hätte es sich nicht mit dem Selbstgefühl des neuen Reiches vertragen. Die Zeitgenossen aber fühlten anders, und der süddeutsche Demokrat Uhland sang:

„Rußland rief das stolze Wort: ‚Vorwärts!'"

Preußen empfand und feierte Alexander mit Recht als seinen Retter. Und um wieviel nobler, strahlender, gütiger war dieser Retter als sein Großvater Peter III., ein halber Narr, der doch an Preußen am meisten den Korporalstock und dessen präzise Wirkungen bewundert hatte!

An die Stelle der friderizianischen und der napoleonischen Faszination war nun, allerdings von Osten nach Westen wirkend, die alexandrinische getreten, der die nikolaitische folgte, obwohl schon bestritten und allmählich verblassend; am längsten erhielt sie sich in der Armee und allen mit ihr und der Monarchie verbundenen Kreisen.

Soweit politisch bedingte Freundschaften zwischen Staaten, Armeen und Dynastien herzlich und aufrichtig sein können – die Grenzen dieser Möglichkeiten liegen auf der Hand –, so weit ist die preußisch-russische Freundschaft herzlich und aufrichtig gewesen. Zahllose Einzelbeispiele für die Popularität, die Rußland und sein Kaiser in Preußen genossen, ließen sich anführen.

Alexanders Bruder und späterer Nachfolger Nikolai I. heiratete die älteste Tochter des preußischen Königs. Das preußische Gardegrenadierregiment Alexander, der Berliner Alexanderplatz erhielten das Andenken des Kaisers auf lange Zeiten. Einer Formation der russischen Garde, die bei Kulm in Böhmen den Preußen in entscheidender Weise zu Hilfe gekommen war, verlieh Friedrich Wilhelm III. en bloc das dem Eisernen Kreuz erster Klasse nachgebildete sogenannte Kulmer Kreuz, das von da an als Uniformbestandteil dieser Truppe getragen wurde; noch 1914 ist sie mit ihm ins Feld gegangen. Ein Mann aus der Familie meiner Mutter, russischer Oberst, später General, erhielt 1814 für die Erstürmung des Danziger Vororts Langfuhr den preußischen Orden Pour le mérite. Friedrich Wilhelm III. errichtete 1813 ein preußisches Gardekosakenregiment, bei dem als Freiwilliger, später als Offizier, der Urgroßvater meiner Frau, der Maler Wilhelm Hensel, die Befreiungskriege mitmachte. Es ist später in eins der Garde-Ulanenregimenter umgewandelt worden, und der Großvater meiner Frau, Sebastian Hensel, hat wiederum bei diesem sein Freiwilligenjahr abgedient. Die russische Armee hatte von der polnischen Namen, Uniform und Bewaffnung der Ulanen übernommen. Nach russischem Muster wurden nun auch in Preußen Ulanenregimenter aufgestellt. Sie bildeten mit den Kürassieren die schwere Kavallerie, die leichte setzte sich aus Dragonern und Husaren zusammen – auch das entsprach dem russischen Vorbild. Slawische Worte wie Litewka, Woylach, Tschapka, Ulanka wurden von den Preußen übernommen, ebenso die russischen Offiziersachselstücke (mit der Rangbezeichnung durch Sterne), die bis dahin in Preußen unbekannt gewesen waren, nun aber bis 1945 getragen wurden.

Nicht anders verhielt es sich mit dem Helm. Nikolai I. fand für die im türkischen Heer gebräuchliche Sturmhaube die europäische Form und machte diese in Rußland heimisch. Friedrich Wilhelm IV. übernahm sie von ihm für die preußische Armee. Man gab diesem Helm, dem romantischen Zeitgeist und vor allem den romantischen Neigungen des Königs zuliebe, die mittelalterliche

Bezeichnung Pickelhaube, und schon nach kurzer Zeit ist die Pickelhaube als ein urpreußisches, später als gesamtdeutsches Symbol empfunden worden. Den Weg von der Türkei über Rußland nach Preußen haben auch einige militärische Musikinstrumente genommen, Schellenbaum, Triangel, Becken; wahrscheinlich stammt daher die in der Armee beliebte Redensart „und die ganze Janitscharenmusik" im Sinne von „alles Mögliche, alles was sonst noch in Frage kommt". Türkisch-russischen Ursprungs war auch der preußische Waffenrock, der den langschößigen Uniformrock und Uniformfrack der frühen Biedermeierzeit ablöste und noch in den Anfangsjahren des Ersten Weltkrieges getragen wurde. Russischen, nikolaitischen Ursprungs ist endlich auch die preußisch-deutsche Mütze, sowohl die mit dem Schirm als auch das schirmlose „Krätzchen" und die ebenfalls schirmlose Extramütze der berittenen Truppenteile. Alle diese Zusammenhänge waren in Deutschland wenig bekannt, auch beim Militär nicht. Das neudeutsche Nationalgefühl, das Ausländern und gar den vom Liberalismus gehaßten und verachteten Russen nichts zu verdanken haben wollte, verdrängte die Fakten. Erwähnte man dergleichen im Gespräch, so wurde man mit ungläubigem Erstaunen angesehen, und bald wurde das Thema gewechselt.

Es ist merkwürdig zu denken, daß in Deutschland der russische Uniformstil bis 1945 fortgelebt, aber auch heute noch, nachdem der angelsächsische sich durchgesetzt hat, noch nicht gänzlich erloschen ist. Allein schon die Tellermütze, die ja nicht nur zur soldatischen Uniform, sondern auch zu derjenigen der Polizei, der Eisenbahnbeamten etc. gehört, hält im heutigen Deutschland noch die Erinnerung an die nikolaitische Faszination fest. In Rußland selbst wurde die Uniform bereits im vorigen Jahrhundert umgestaltet: der erwachende Nationalismus schuf sich mit der an die russische Bauernkleidung sich anlehnenden neuen Uniform (Hemdbluse und Pluderhosen) den angemessen erscheinenden Ausdruck. Und doch erinnern auch noch in der Sowjetarmee die Offiziersachselstücke, die Tellermütze und zahllose weniger ins Auge fallende Einzelheiten, aber auch manche Züge der Organisation, der militärischen Umgangsformen usw. an die nikolaitische Epoche.

In der napoleonischen Zeit entwickelte sich die uns sonderbar anmutende, aber bis 1914 festgehaltene Gepflogenheit, daß dem preußischen König ein Russe, dem Zaren ein Preuße als persönlicher Militärbevollmächtigter zur Verfügung gegeben wurde; diese irrtümlich auch als Adjutanten bezeichneten Militärbevollmächtigten waren nicht bei der Regierung, sondern bei der Person des Monarchen akkreditiert – Ausdruck der persönlichen Freundschaft, welche die verbündeten Herrscher erfüllt hatte und auch auf die Nachfolger übergegangen war.

Noch mancher Einzelzüge wäre hier zu gedenken. Bis 1917 wurden die Offiziere und Mannschaften des in Brandenburg garnisonierenden Kürassierregiments Nr. 6, die in russische Gefangenschaft fielen, bevorzugt behandelt, denn Nikolai II. war gleich seinem Urgroßvater Nikolai I. Chef des Regiments, es

waren gewissermaßen seine Leute, und er sorgte für sie. Dem preußischen Ersten Garderegiment zu Fuß hatte Alexander I. eine russische Regimentsmusik zur Verfügung gestellt, für die Friedrich Wilhelm III. in den zwanziger Jahren bei Potsdam im russisch-bäuerlichen Stil vierzehn Blockhäuser und eine Kapelle errichten ließ, die Kolonie Alexandrowka. Schadow hatte bei Wannsee eine Peter-und-Pauls-Kirche im russischen Sakralstil zu bauen, und in ihrer Nähe steht das Nikolai I. zu Ehren benannte Blockhaus Nikolskoje, was von den Berlinern auf gut skandinavisch mit dem Ton auf der letzten Silbe „Nikolskö" ausgesprochen wird, ohne Rücksicht darauf, daß der Russe ein „ö" weder kennt noch auszusprechen vermag. Damals wurden in Preußen, speziell in Berlin, nachdem die Prinzessin Charlotte als russische Kaiserin nach ihrem Übertritt zur Orthodoxen Kirche den Namen Alexandra Feodorowna erhalten hatte, die Namen Fedor und Feodore beliebt. Fedor von Köppen war ein patriotischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, dessen Balladen mich in meiner Kindheit entzückt haben. Eine Cousine meiner Frau hieß Feodore, und den seinerzeit sehr beliebten Romancier Fedor von Zobeltitz, einen alten Ulanenoffizier, habe ich noch gut gekannt. Niemand wußte, daß diese Vornamen nichts anderes waren als die falsch ausgesprochenen und falsch geschriebenen russischen Formen der Namen Theodor und Theodora.

Eine merkwürdige Folgeerscheinung der preußisch-russischen Freundschaft war ein Abkommen, nach welchem zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilte preußische Untertanen den russischen Behörden zum Abtransport nach Sibirien übergeben werden konnten. Preußen war die Leute los, den Russen waren sie als Arbeitskräfte zur Erschließung Sibiriens und, wenn eine spätere Begnadigung in Frage kam, als freie Ansiedler in Sibirien willkommen. Aber das Verfahren bewährte sich nicht, und nach einer Anzahl von Jahren wurde die Vereinbarung rückgängig gemacht.

Erfreulicher und folgenreicher war ein anderes zwischen Friedrich Wilhelm III. und seinem russischen Freunde getroffenes Abkommen.

Von Kennern der russischen Religiosität ist behauptet worden, insgeheim habe ein Drittel der rechtgläubigen Bevölkerung zu den vom Staat verbotenen, verfolgten oder gerade noch zur Not geduldeten Sekten gehört. Die Zahl mag übertrieben sein; daß die Sekten eine hohe Bedeutung hatten, steht fest. Untereinander waren sie sehr verschieden. Manche verwarfen das Priestertum, andere behielten es bei. Es gab rationalistische und mystische. Viele unterschieden sich in der Lehre nur wenig von der Staatskirche. Manche hatten abscheuliche Gebräuche, Selbstverstümmelung, Entmannung, Selbstverbrennung (die „feurige Taufe"), manche schnitten den Frauen die Brüste ab und trieben Fasten- und Geißlerwesen bis zu den widerwärtigsten Exzessen. Hier und da gab es Wiedergeburtsriten mit allgemeiner Promiskuität. Eid und Kriegsdienst wurden von vielen abgelehnt, und so war der Konflikt mit dem Staat gegeben.

Zum größten Teil gingen die russischen Sekten auf das siebzehnte Jahrhundert zurück. Damals galten ihnen Peter der Große und der Patriarch Nikon, in

deren Reformen sie eine sündhafte Abweichung erblickten, als zwei konkrete Erscheinungen des Antichristen. Das war auch die Meinung der Filipponen, die nach einem Mönch Filipp, dem Begründer ihrer Glaubensgemeinschaft, hießen. Später, nachdem Peter und Nikon wie jeder andere Mensch gestorben waren und sich mithin die Behauptung, sie seien gemeinsam der Antichrist, nicht wohl aufrecht erhalten ließ, wurde der Antichrist von ihnen mit dem Zeitgeist identifiziert. Den Filipponen wurden die typischen Sektierertugenden nachgerühmt, Ehrlichkeit, Fleiß, Mäßigkeit, fester Zusammenhalt, Reinheit des Familienlebens. Aber ihre feindliche Haltung gegenüber dem Staat und der Staatskirche zog ihnen manche Zurücksetzung und Bedrückung zu. Von ihnen und den ihnen verwandten Gruppen sind Teile nach Amerika, in die Türkei, in die Bukowina ausgewandert; doch waren solche Massenauswanderungen ohne die Hilfe des Staates kaum durchzuführen und blieben vereinzelt.

Im Geist der Heiligen Allianz kamen Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. überein, daß Rußland einer bestimmten Anzahl von Filipponen die Auswanderung gestatten, Preußen sie aufnehmen und zur Urbarmachung eines Landstreifens in den großen masurischen Wäldern ansiedeln sollte. Man gab ihnen Land, Gerätschaften, Vieh, Saatgut, Bauholz und Geld. So entstanden die Filipponenniederlassungen in Ostpreußen mit dem Hauptort Eckertsdorf oder Eckartowo, der nach dem preußischen Forstmeister Eckert, dem Leiter dieser Um- und Ansiedlung benannt wurde.

Im Herbst 1933 habe ich die Filipponengegend besucht, eine merkwürdige Enklave mitten im evangelischen Masuren. Von den Vorrechten, die den Einwanderern zugesichert worden waren, Freiheit von Militär- und Steuerpflicht, war nichts erhalten geblieben, und die Kinder mußten die deutsche Dorfschule besuchen. Doch war das religiöse Leben der Filipponen unangetastet geblieben, und die Luft, in der sie lebten, war russisch. Sie ergriff mich mit einer eigentümlichen Bezauberung.

Die Leute konnten wohl Deutsch und teilweise Masurisch, aber das Russische, das für sie nicht nur die Sprache der Väter, sondern auch die des Glaubens war, ließ sich nicht verdrängen. Russisch waren auch die Umgangsformen und Sitten. Neben ein paar neueren Ziegelbauten standen die russischen Blockhäuser. Im Dorfwirtshaus wurde der Thee auf die russisch-volkstümliche Art getrunken. Es roch nach Kohlsuppe. Ich begegnete echtrussischen Gesichtern, und auch in der Kleidung der Männer und Frauen erinnerte noch manches an ihr altes Mutterland. Oft glaubte ich auf russischem Boden zu stehen.

Die Filipponen haben keine Priester, nur eine Art von Ältesten oder Vorstehern. Wie in so vielen Sekten lebt auch bei ihnen die skrupulante Überzeugung von der tiefen Verderbtheit der menschlichen Natur und die Unfähigkeit zum Vertrauen auf die dennoch wirksame göttliche Gnade. Es gibt bei ihnen keine Kommunion, nicht weil sie ihrer nicht bedürftig, sondern weil sie ihrer nicht würdig zu sein glauben. Sie kennen nur die erste Hälfte des Kommuniongebets: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach", nicht

jedoch die Fortsetzung: „– aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund".

Gebetsformen und Heiligenverehrung erinnern weitgehend an die der orthodoxen Kirche. Es bot sich mir keine Gelegenheit, an einem filipponischen Gottesdienst teilzunehmen, doch wurden mir alle Fragen freundlich und freimütig beantwortet.

Den stärksten Eindruck empfing ich vom filipponischen Nonnenkloster zur Heiligen Dreifaltigkeit. Es steht mir noch heute vor Augen, und kaum bin ich auf ein paar damals gemachte Notizen angewiesen, die sich zufällig bis heute bei mir erhalten haben. Das Kloster lag abseits des Dorfes in schwermütiger Einsamkeit auf einer Landzunge, die sich in den waldumgebenden Duß-See streckte. Die Kirche, die Klosterbauten waren ärmlich, aber alles atmete den Geist einer uralten, weltabgewandten und von der Welt vergessenen Frömmigkeit. Die einstöckigen, grauen Holzgebäude standen wie unbewohnt inmitten des verwilderten Friedhofs. Zwischen den vermorschten Grabkreuzen hoben sich altertümliche Bienenstöcke in die herbstliche Sonne. Von den vierundzwanzig Klosterfrauen, die, von drei Männern unterstützt, die zum Kloster gehörigen hundert Morgen Land bearbeiteten, habe ich zwei gesehen und gesprochen, alle anderen waren irgendwo weit draußen bei der Arbeit. Es waren abgearbeitete schwarzgekleidete, nicht mehr junge Weiberchen. Sie führten mich herum, und ich bewunderte die Selbstverständlichkeit, ja, Heiterkeit, mit der sie ihre freiwillige Armut ertrugen. Ich kaufte ihnen ein paar selbstgefertigte Andenken ab und machte ihnen beim Abschied ein Geldgeschenk. Ihre Danksagung war von rührender Herzlichkeit.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, so wurde mir erzählt, ist eine Anzahl von Filipponen nach Rußland zurückgekehrt; angeblich sei ihnen bei Warschau Land versprochen worden. Als ich in Eckartowo war, gab es dort achthundert Filipponen und ein paar hundert Angehörige der rechtgläubigen Kirche, zu der manche von den Sektierern zurückgekehrt waren. Überdies hatten sich nach dem Ersten Weltkrieg Flüchtlinge und russische Kriegsgefangene, welche die Rückkehr in die veränderte Heimat scheuten, in Eckartowo niedergelassen. So gab es denn außer dem hölzernen Nonnenkloster und der roten, backsteinernen Filipponenkirche noch ein drittes Gotteshaus, eine zweitürmige orthodoxe Kirche, weiß und blau, mit einem befremdlichen roten Ziegeldach. Ich besuchte den Popen, und er ließ merken, wie willkommen ihm in seiner Waldeinsamkeit mein Besuch war. Er bewirtete mich auf russische Art, er war ein ehemaliger Offizier, der nach dem Kriege die Weihen erhalten hatte und manches zu erzählen wußte.

Mir fehlen Nachrichten darüber, was in den letzten anderthalb Jahrzehnten aus Eckartowo und den anderen Filipponendörfern geworden ist. Für mich bedeuteten diese Niederlassungen das letzte Stückchen vom alten Rußland, bei dem ich habe zu Gast sein dürfen.

Chronologie: Werner Bergengruen im Dritten Reich

1933 „Die Feuerprobe"
„Der Teufel im Winterpalais"

1934 „Deutsche Reise"

1935 „Der Großtyrann und das Gericht"

1936 Übertritt zum katholischen Glauben.
Umzug von Berlin nach Solln bei München.

1937 „Die drei Falken"
„Der ewige Kaiser"
August: Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer, „da Sie nicht geeignet sind, am Aufbau der deutschen Kultur mitzuwirken".
Weitere Publikationstätigkeit durch eine „jederzeit widerrufliche Sondergenehmigung" als auslandsdeutscher Schriftsteller.

1939 „Der Tod von Reval"

1940 „Am Himmel wie auf Erden"
Von dem Roman werden in zwei Monaten 25000 Stück verkauft.
Öffentliches Redeverbot.
Begegnung mit Hans und Sophie Scholl.

1941 „Der spanische Rosenstock"
„Die Heiraten von Parma"
Auseinandersetzungen mit Parteidienststellen wegen der jüdischen Abstammung seiner Frau Charlotte, geb. Hensel.
Neubearbeitung des Romans „Karl der Kühne".
September bis Dezember: Reisen zu Lesungen in kircheneigenen Räumen: Naumburg, Leipzig, Hannover, Freiberg, Chemnitz, Dresden, Berlin, Bielefeld, Lüneburg, ins Rheinland und nach Pommern.

1942 „Das Hornunger Heimweh"
März: Vorträge in Leipzig, Berlin, Braunschweig, Paderborn, Essen, Gelsenkirchen, Köln, Heidelberg.
19. September: Zerstörung des Wohnhauses in Solln durch eine Luftmine.

Umzug in das Jagdhaus Schönburg am Achensee in Tirol.
„Schatzgräbergeschichte“
Schwedische Ausgabe von „Am Himmel wie auf Erden“

1943 Arbeit am „Compendium“.
Es entstehen zahlreiche, nach 1945 veröffentlichte Novellen und Gedichte.

1944 Januar: Lesereise nach Überlingen, Freiburg, Konstanz, Salem.
März: Lesungen in Wien und Salzburg.
Neufassung von „Herzog Karl der Kühne von Burgund“ (Auflage 50000 Stück)
Niederländische Ausgabe von „Der Großtyrann und das Gericht“
Juni/Juli: Arbeit am Gedichtzyklus „Dies Irae“.
Arbeit am „Compendium“.

1945 Tod des Vaters auf der Flucht nach Berlin.
Januar: Gestellungsbefehl zu den Tiroler Standschützen (Volkssturm), Entlassung wegen Kurzsichtigkeit.
„Geschichte Pfeffermanns des Jüngeren“
Juli: Hausbesetzung durch amerikanische Soldaten.
Dezember: „Dies Irae“
„Die Sultansrose“
Übersetzung von Tolstois „Kosaken“ und „Hadschi Murat“
„Das Beichtsiegel“
Verhandlungen mit dem Verleger Peter Schifferli in Zürich.